

Jürgen Habermas

Gespräche
mit Stefan
Müller-Doohm
und
Roman Yos

„Es
musste
etwas
besser
werden ...“

Suhrkamp

SV

Jürgen Habermas

»*Es musste etwas besser werden ...*«

Gespräche mit Stefan Müller-Doohm
und Roman Yos

Suhrkamp

Erste Auflage 2024

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58819-2

www.suhrkamp.de

Inhalt

1	Anfänge einer wissenschaftlichen Biografie	7
2	Frankfurt, eine neue Welt, und das alte Heidelberg	37
3	Von der Positivismuskritik zur Kritik funktionalistischer Vernunft	73
4	Nachmetaphysisches Denken und detranszendentalisierte Vernunft	101
5	Nachbetrachtungen zu <i>Auch eine Geschichte der Philosophie</i>	135
6	Im philosophischen Diskurs mit Freunden und Kollegen	185
	Anmerkungen	231
	Editorische Notiz	244
	Namenregister	249

I
ANFÄNGE EINER WISSENSCHAFTLICHEN
BIOGRAFIE

Herr Habermas, Sie haben einmal gesagt, man müsse im Leben etwas tun, wozu man seine Grundintentionen legen kann. Was sind Ihre Grundintentionen und inwiefern waren sie leitend für Ihre Theorieentwicklung und Ihren beruflichen Werdegang? Konkret gefragt: Was hat Sie bewogen, sich 1949 in Göttingen für ein Studium der Philosophie einzuschreiben?

Meine Generation konnte 1949 auf das Ende des Zweiten Weltkrieges als eine historisch umwälzende Zäsur zurückblicken. Bei Studienbeginn hatten wir vier Jahre lang Zeit gehabt, um uns im Rückblick die Tiefe dieses Einschnittes der NS-Herrschaft bewusztzumachen und uns über das klar zu werden, was hinter der Alltagsnormalität gesteckt hatte, in der wir damals aufgewachsen waren und gelebt hatten. Das fiel uns leichter als vielen der Älteren. Denn ohne eigenes Verdienst waren wir in unserem Alter empfindlich genug, um die Abgründigkeit der scheinhaften Normalität zu spüren, die hinter uns lag. Wir hatten ja keine eigenen Handlungen, keine Unterlassungen zu verantworten – Erinnerungen an Situationen schuldhafter Verstrickung, die sich gegen jene Einsicht hätten sperren können. Das hat Helmut Kohl mit der

»Gnade der späten Geburt« getroffen. Schon die nur wenig Älteren hatten andere Erfahrungen zu verarbeiten. In dieser Hinsicht habe ich, nebenbei bemerkt, die Jahrgangsdifferenzen zwischen den am Historikerstreit beteiligten Parteien immer für aufschlussreich gehalten. Inmitten eines durch und durch fragwürdig gewordenen nationalen Milieus haben sich dem Orientierungs- und Aufklärungsbedürfnis, dem Wissenwollen der jüngeren Jahrgänge keine psychologischen Hindernisse in den Weg gelegt. Es war eine intuitive Einsicht, die den kritischen Teil unserer Jahrgänge von der zementierten Mentalität rings um uns herum getrennt hat: Die Nazis waren kein Fremdkörper im Gewebe einer »im Kern gesunden« Kultur gewesen – kein Spuk, der glücklicherweise nun vorbei war. Vielmehr hatten sie sich aus jenem dunkelsten Erbe unserer Kultur bedienen können, das selbst große Geister der Nation wie Thomas Mann zu Beginn des Ersten Weltkrieges gegen den »Geist von 1789« mobilisiert hatten. Nur das konnte die Ansteckungskraft der Nazis bis in die Luftschutzkeller hinein erklären. In den Zeitschriften und der Literatur der frühen Nachkriegsjahre bis zur Währungsreform gab es ja noch Impulse, sich über den Zivilisationsbruch, der damals noch nicht so genannt wurde, Rechenschaft abzulegen. Deshalb hat sich mir damals ein Philosophiestudium gewissermaßen von selbst aufgedrängt. Dazu gehörten dann freilich auch ein Familienhintergrund, der das fördern konnte, und ein Vater, der das gerne bezahlen wollte.

Die Wahl des Studienfaches sollte man aber nicht zu hoch hängen, auch wenn man bei der Entscheidung für

das Philosophiestudium keinen bestimmten Beruf, und damals ganz sicher nicht den des Professors, vor Augen haben konnte, sondern nur die Befriedigung eines Interesses. 1949 studierten fünf Prozent eines Jahrgangs, heute sind es fünfzig. Das Studium ließ einem mehr Freiheiten als heute. Man studierte nicht einfach ein Fach, sondern eher Gegenstände und Themen, über die man im Rahmen der philosophischen Fakultät Näheres erfahren konnte. Und im Laufe eines solchen gewissermaßen selbst zusammengestellten Studiums suchte man sich dann – ohne je eine Zwischenprüfung abgelegt zu haben – die beiden für die Doktorprüfung erforderlichen Nebenfächer aus. Zum Studium der Philosophie war ich schon vor dem Abitur entschlossen.

Wie ist es zu diesem Entschluss gekommen? Uns interessiert, was Sie uns über Ihre damalige Lebenssituation und im Besonderen Ihren Weg zur Philosophie mitteilen können. Gab es da besonders prägende Erlebnisse? Denn als Jugendlicher wollten Sie Mediziner werden, oder?

Der ursprüngliche Wunsch, Arzt zu werden, überhaupt die intensivere Beschäftigung mit der Anatomie des Menschen und der Entschluss des zwölf Jahre alten Jungen zur Ausbildung als »Feldscher« im sogenannten Jungvolk, alles das hing doch wohl eher mit der pubertären Beunruhigung durch die Problematik meiner Gaumenspalte zusammen, deren ich mir plötzlich bewusst geworden war. Bis dahin hatte ich mit meinem Freund Jupp Dörr eine eher geschützte Kindheit und Jugend – trotz einiger bedrü-

ckender Erlebnisse auf dem Schulhof – mehr oder weniger naiv ausgelebt. Jene medizinischen Interessen haben sich allerdings nach dem Ende des Krieges ins Theoretische verschoben, auch unter dem Einfluss des Biologieunterrichts. Der Lehrer, der damals mein Interesse geweckt hat, war nach dem Krieg von einer Napola(!) zu unserer Schule zurückgekehrt – er musste also ein Nazi gewesen sein. Aber er führte uns kenntnisreich und durchaus schon mit einem wissenschaftlichen, von offensichtlichen Konnotationen der »Rassenbiologie« inzwischen gereinigten Anspruch in die Genetik und in die Darwin'sche Evolutionstheorie ein. Mein Interesse hat sich dann freilich über die Biologie hinaus ins Anthropologische ausgeweitet. Mir fiel beispielsweise, das war nach der Währungsreform, ein Buch von Schultz-Hencke¹ in die Hände, eine Art Lehrbuch der unter den Nazis angepassten Psychoanalyse; und während der letzten zwei Jahre auf dem Gymnasium durfte ich die *Psyche* abonnieren. Es waren also diese im weiteren Sinne anthropologischen Interessen, die sich in den Jahren vor dem Abitur mit der Lektüre von Kants und Herders Geschichtsphilosophie verbunden haben. Hinzu kam die – übrigens auch durch das Buch eines alten Nazis wie Otto Friedrich Bollnow vermittelte – Existenzphilosophie Sartres, der vor allem mit seinen Theaterstücken unsere ganze Generation in Atem gehalten hat, dann natürlich die marxistische Literatur aus der Kommunistischen Buchhandlung auf der Bahnhofstraße in Gummersbach und – gewissermaßen als Gegengift – der in Kreisen meines Vaters beliebte Ordoliberalismus von Walter Eucken und Wilhelm Röpke.

Das alles habe ich in ungaren privaten »Aufsätzen« verarbeitet, mit denen ich unseren persönlich eindrucksvollen und von mir verehrten Lateinlehrer Klingholz, einen der wenigen Nichtnazis unter unseren Gummersbacher Lehrern, traktiert habe und dem ich damit gehörig auf die Nerven gegangen bin. Mein Onkel Peter Wingender, ein Studienrat, der auch Philosophie unterrichtete, sorgte mit Kants *Prolegomena* und anderen »seriösen« Lektüreempfehlungen dafür, dass sich der Wust an Aufregendem nicht im nur Interessanten verlepperte. Wenn man in einer solchen, intellektuell auf einen einstürmenden Welt lebte, bedurfte es, um Philosophie studieren zu wollen, keiner bewussten Entscheidung mehr, keiner »Grundintention«. Natürlich war mir das Riskante einer Existenz, die man mit einem solchen Fach wählte, bewusst. Dieses Gefühl materieller Unsicherheit hat mich lange begleitet. Ich bin mir auch, als ich dann wider Erwarten doch Professor werden konnte, meiner Fähigkeiten und Leistungen, ja meines Berufs keineswegs sicher gewesen. Erst während meiner letzten Frankfurter Zeit in den achtziger und neunziger Jahren stellte sich bei mir allmählich das Gefühl ein, meinen Beruf als Hochschullehrer und Wissenschaftler einigermaßen zu beherrschen.

Aber gab es denn nicht so etwas wie ein »innerliches« Motiv für Ihre Studienwahl? Ein Bedürfnis etwa, mit eigenen Wertorientierungen ins Reine zu kommen?

Das entspricht eher einem platonischen Selbstverständnis von Philosophie, das ich nie geteilt habe. Deshalb ha-

be ich mich selbst auch immer im Verdacht gehabt, kein »richtiger« Philosoph zu sein, keiner, wenn Sie mir das Klischee gestatten, der von der Kontemplation der je eigenen Lebenssituation ausgeht und nach tiefen, metaphysisch gültigen Einsichten strebt. Ich habe meine Motive eher im Marxismus und im Pragmatismus wiedererkannt. Ich halte das Streben, die Welt um ein Winziges besser zu machen oder auch nur dazu beizutragen, die stets drohenden Regressionen aufzuhalten, für ein ganz unverächtliches Motiv. Daher bin ich mit der Bezeichnung »Philosoph und Soziologe« ganz zufrieden.

Nur »Philosoph« wäre Ihnen suspekt?

Das war lange nur ein Gefühl. Nachdem ich aus dem engeren Kreis meiner Kollegen fast als Einziger übrig geblieben bin, denke ich manchmal darüber nach. Gewiss, niemand sonst hat sich so unverhohlen, wenn auch keineswegs unvermittelt an einen der großen Metaphysiker, eben Thomas, angeschlossen wie Robert Spaemann, der mich in seiner Fähigkeit, aus dem *close reading* klassischer Texte Funken zu schlagen, an Leo Strauss erinnert. Aber auch in meinem engeren Umkreis sind die verschiedenen theoretischen Entwürfe bei aller Nüchternheit von Motiven geleitet, die mehr oder weniger in der Tradition der »großen Philosophie« verwurzelt sind. Wenn Sie mir grobe Vereinfachungen gestatten: Bei Karl-Otto Apel verrät schon die Leidenschaft für die Letztbegründung der Moral, dass er davon überzeugt war, wir sollten es mit dem nachmetaphysischen Denken nicht zu weit treiben –

das war ja auch der Kern unseres Dissenses gewesen. Bei Dieter Henrich liegt das metaphysische Ursprungsmotiv auf der Hand: Die Vergewisserung des vorreflexiven Mit-sich-Vertrautseins öffnet unser Bewusstsein für den tragenden Ursprung aus dem Allumfassenden. Michael Theunissen hat zeitlebens mit religiösen Motiven gerungen, zunächst im Anschluss an Kierkegaard, dann auf Wegen seiner intersubjektivistischen, junghegelianisch inspirierten Hegel-Interpretation und zuletzt mit seinem Versuch einer Rückkehr zum späten Heidegger, die ich allerdings als weniger produktiv empfunden habe. Und selbst der philosophisch Klarste und Nüchternste von uns allen, Ernst Tugendhat, hat schon seine Sprachphilosophie als Übersetzung von Aristoteles verstanden. Und erst recht verrät sich ein metaphysischer Anspruch von Tugendhats Ethikentwürfen in seiner späten Wendung zur Mystik: Allein das Versinken in der überwältigenden Anschauung des Kosmos soll den Egozentrismus des auf seinen Interessen beharrenden Subjekts brechen können; anders glaubte er Kants universalistische Begriffe von Gerechtigkeit und vernünftiger Freiheit nicht retten zu können. Bei mir wird man ähnlich »tiefe« Motive nicht finden. Mich bewegt das Problem, wie ein fragiles und bisher immer wieder zerreißendes soziales Zusammenleben gelingen kann. Ob der eigene Tod ein philosophisches Motiv ist? Auch die Naturabhängigkeit des Menschen denke ich eher anthropozentrisch: mit Bezug auf den evolutionären Sprung zum völlig neuen Modus der sprachlichen Vergesellschaftung. Mein »letztes« Motiv ist, wenn Sie wollen, die befreiende Kraft des Wortes, die sich nur in den rezi-

prok-egalitären Anerkennungsverhältnissen einer vollständig individuierenden Vergesellschaftung ganz entfalten könnte. Nähe und Ferne, Ja und Nein, Emanzipation und Regression, Zustimmung und Widerspruch, Selbstsein und Abhängigkeit sind kommunikative Erfahrungen von Individuen, die nur auf dem Wege der Sozialisation sie selbst werden und die sich nur in der Balance zwischen jenen Polen aufrechterhalten können, wenn sie sich in sozial halbwegs integrierten Verhältnissen vorfinden. Diese Intuition, aus der ich meine Philosophie und Gesellschaftstheorie entwickle, gewinne ich, historisch betrachtet, aus der Anknüpfung an Philosophen, die *nach* Kant, Fichte, Schelling und Hegel nicht zögern, eine religiöse Intuition restlos ins Säkulare zu überführen. Mit dieser Intention einer gelingenden, einer nicht verfehlten Individuierung durch Vergesellschaftung denke ich eher aus biblischen als aus griechischen Motiven.

Das hört sich schon nach einer grundlegenden Intuition an.

Da wir schon dabei sind, lassen Sie mich noch etwas Nüchternes hinzufügen. Die Intuition einer gelingenden oder nichtverfehlten Form der sozialen Integration hat mich zu einer Theorie des kommunikativen Handelns inspiriert und erklärt mein Interesse an der linguistischen Wende. Mir war nicht von Anfang an klar, dass nur der von Humboldt bis Wittgenstein entwickelte Gedanke der sprachlichen Konstitution der menschlichen Existenzweise, das heißt der Lebensform von »Homo sapiens«,

der linguistischen Wende den Sinn eines Paradigmenwechsels verleiht. Demgegenüber hatte diese für führende Analytiker wie Carnap, Quine oder Davidson bloß einen methodischen Sinn. Zudem erhält das Paradigma auch erst durch die von den Pragmatisten George Herbert Mead und William James ins Spiel gebrachte Gleichursprünglichkeit und reziproke Ermöglichung von Individuierung und Vergesellschaftung das dialektische Moment, das dem dynamischen Spannungsgeflecht der Beziehungen zwischen erster, zweiter und dritter Person innewohnt. Die Ich-Du-Beziehung stellt sich im Rahmen einer Wir-Beziehung von Ja- und Nein-sagenden Handlungssubjekten her, die sich – im Bewusstsein des gemeinsamen Hintergrundes ihrer Sprache und des damit eröffneten Raums der Gründe – objektivierend auf etwas in der Welt beziehen, um sich darüber zu verständigen. Ich nenne diese Beziehung in einem intuitiv einleuchtenden – also noch nicht wie bei Hegel *krisenhaften* – Sinne »dialektisch«, weil sich die Heranwachsenden erst in dem Maße als »Ich« erfahren und Selbstbewusstsein ausbilden, wie sie unter den Blicken einer zweiten Person, auf die sie sich jeweils als ein »Du« beziehen, lernen, diese Blicke zu übernehmen und selbst auf sich zu richten. Aber nicht nur das Selbstbewusstsein ist durch die Beziehung zum Anderen vermittelt. Die Verständigung über kommunikatives Handeln und Diskurs zielt über die *gegenseitige Kritik* von Geltungsansprüchen auf *Einverständnis* und ist insofern selbst ein buchstäblich dialektischer Prozess. Gleichzeitig nötigt dieser die kommunikativ handelnden Subjekte zu Ja- oder Nein-Stellungnahmen, die sie individuell ver-

antworten. Und in lebensgeschichtlich relevanten Zusammenhängen stärkt diese Verantwortung nicht nur das Bewusstsein von *individueller Selbstständigkeit* und *Unvertretbarkeit*, sondern prägt auch die Züge individueller *Unverwechselbarkeit*.

Zurück zur Biografie und Ihrer sozusagen »ersten« Universität: warum Göttingen?

Nach dem Abitur ergab sich der Studienort einfach daraus, dass damals Martin Heidegger und Nicolai Hartmann als die beiden führenden Philosophen galten, bei denen »man« studieren musste. Ich wusste beispielsweise nicht einmal, dass es in Frankfurt eine Universität gab. Gegen Freiburg sprach, dass mich dort die nach dem Krieg noch obligatorischen Aufräumarbeiten – nach dem durch den Krieg »verlorenen« Schuljahr – weitere Monate, vielleicht ein ganzes Semester »gekostet« hätten, während ich in Göttingen nur ein »Aufnahmegespräch« bei Hartmann zu absolvieren hatte. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich diesem wenig interessierten Prüfer nur etwas über meine Rilke-Lektüre erzählen müssen. Mein erstes Semester fiel übrigens zeitlich zusammen mit dem Wahlkampf zum 1. Deutschen Bundestag; und trotz meiner zunächst eher moralischen als politischen Reaktionen auf die Verbrechen der Nazizeit, in der wir schließlich aufgewachsen waren, hatte ich mich während der letzten Schuljahre nach Kriegsende bis zum Abitur doch wohl so weit politisiert, dass ich kaum eine der Göttinger Wahlveranstaltungen ausgelassen habe. Ich erinnere mich lebhaft an

die radikale Enttäuschung eines jungen Mannes, der bis dahin seine Vorstellungen von Demokratie vorwiegend aus Büchern erworben hatte. Die erste frontale Begegnung mit der realen Demokratie war ein Schock. Der wurde nicht etwa durch die Begegnung mit Otto Ernst Remer ausgelöst, jenem Oberst, der am 20. Juli 1944 die Verschwörer in Berlin verhaftet hatte und nun als Vorsitzender der rechtsradikalen Deutschen Reichspartei auftrat. Erschüttert haben mich damals die Protagonisten des BHE, der Deutschen Partei und der CDU, weil sie ebenso rechtsradikal auftraten. Es waren Oberländer, Seeböhm und Merkatz, die ich als rechthaberische und beleidigte, gegen die Besatzungsmächte aufbegehrende Parteiredner kennenlernte – und die wenig später alle im ersten Kabinett Adenauer wieder auftauchten! Mit ihrer gewissenlosen Suada ließen sie jedes Gefühl für den notwendigen Bruch mit der Nazizeit vermissen. Ich habe das Gejohle des Saales noch im Ohr, das ausbrach, als ich beim Anstimmen der ersten Strophe des Deutschlandliedes aus dem Saal stürmte. Musste denn nicht jeder denselben Gedanken haben, dass diese Nationalhymne zwölf Jahre lang mit dem Horst-Wessel-Lied, der nationalsozialistischen Parteihymne, zu einer unauflöslichen Einheit *verschmolzen* worden war? Eine gewisse Hemmung gegen unsere in ihrem historischen Ursprung ja eher unverdächtige Nationalhymne ist in diesem Missbrauch begründet. Ich habe den Widerstand gegen Nationalhymnen überhaupt übrigens bis heute behalten. Noch in der Bundesversammlung von 1994, als Johannes Rau gegen Roman Herzog kandidierte und unterlag, habe ich den